

Lebenskrisen und Bewältigungsstrategien

»Ich habe keine ›Krisen‹ und schon gar keine Schreibkrise«

Ein Brief Ingeborg Bachmanns aus den 1960er-Jahren

KERSTIN PUTZ

In seiner Kulturgeschichte der Melancholie beschreibt László Földényi selbige als »negativen Abdruck unseres Alltags«: Zu einer »negativen« Wirklichkeit« entfaltet, finde sich in der Melancholie dasjenige, was in der Alltagswelt unausgesprochen, unrealisiert, reine Möglichkeit bleibe.¹ Die Melancholie zeige uns die Welt in umgekehrter Perspektive, mache sichtbar, was die bürgerliche Gesellschaft zu verschleiern trachte: das Unverständliche, Unerreichbare, nicht Benennbare, ein »Reich der Rätsel und Geheimnisse«.²

Private Aufzeichnungen und Briefe aus dem Nachlass Ingeborg Bachmanns (1926–1973) zeugen von der Erfahrung einer »negativen Wirklichkeit« der Schwermut, des Schmerzes und der Depression ebenso wie von psychischen und physischen Ausnahmezuständen, die für die Autorin mit Klinikaufenthalten und langwierigen Genesungsprozessen verbunden waren und in ihrer Negativität eine melancholische Gemütsverfassung zuweilen weit ins Destruktive überboten. Lesen und kommentieren wir Bachmanns nachgelassene, zutiefst persönliche Aufzeichnungen aus ihrer »Zeit der Krankheit«,³ so dringen wir in eine Sphäre, die die Schriftstellerin selbst in ihren Texten immer wieder als schützenswert beschrieb: Das »Recht auf das Private, das Geheimnis«⁴ gelte es zu wahren, schrieb Bachmann mit Blick auf die Dichterin Sylvia Plath (1932–1963), das Persönliche vor den Augen der Öffentlichkeit, vor der Indiskretion und ihren zerstörerischen Folgen zu schützen.⁵ Zugleich sind es konkrete, ungeschönte, oft abgründige Erfahrungen von Verzweiflung und Verletzbarkeit, die sich in Bachmanns Werk – allen voran in den Texten und Entwürfen zu den Romanen des »Todesarten«-Projekts⁶ – literarisiert, chiffriert, verwandelt wiederfinden. Soll es in diesem Beitrag um einen Brief Bachmanns aus besagter Phase ihrer »Krankheit« gehen, so geschieht dies im Wissen darum, dass damit an jene Grenze gerührt wird, die das Private vom Öffentlichen, das Leben vom Schreiben – wenn auch nie einhellig, nie geradlinig – trennt.

Nicht erst seit ihrer Trennung vom Schweizer Schriftsteller Max Frisch (1911–1991), mit dem Bachmann von 1958 bis 1962 liiert war, waren ihr solche »negativen« Zustände bekannt, deren Symptome nicht eindeutig dem Bereich der

42310412/1

Dr. Schulze,

1

Caro Dottore,

danke vielmals für Ihren Brief und die Fotokopien. Mein Verleger war damals schon abgereist. Ich bin ganz froh darüber, denn wahrscheinlich hätte ich ihm das nie erklären können, er ist ja kein Psychiater, sondern eben eine Person, die an das "Wahre Gute und Schöne" glaubt, im übrigen hofft, dass alles doch nicht so schlimm sei und dass ich ein neues Buch bis zum Herbst habe. Das hoffe ich auch. Aber auch nur das. Zu den Briefen fällt mir eigentlich nichts ein, seis weil ich zu abgestumpft bin, seis weil mir das alles wie ein einziges cauchemar vorkommt, noch oft, noch immer.

Das einzige, was ich, an Sie denkend, tun kann, ist: mich heraustrainieren, so gut es eben geht, und das versuche ich wirklich. Und da ich so schnell nicht lernen werde, mich zu wehren, versuche ich zu verstehen. Oder zu vergessen.

Oft denke ich an unsre Unterhaltungen im allgemeinen, und dann fällt mir auch ein, dass ich einiges nicht ganz gesagt habe, ja dass man es überhaupt nicht kann. Ich sagte Ihnen schon, dass mir einiges erst aufgefallen ist, nachdem sie mir die "Krankengeschichte" gezeigt haben, und so zum Beispiel, meine wahnwitzige Angst, ermordet zu werden, die langsam abnimmt, aber immer wieder auftaucht. Und zugleich fällt mir ein, dass mir vor lauter Unglück und "Erleiden" etwas halb und halb entgangen ist, das ist, was man gemeinhin ~~wah~~ den Hass nennt. Dass es mir entgangen ist, das hängt wohl damit zusammen, dass ich mich dauernd mit dem beschäftigt habe, was man mit mir gemacht hat, und jetzt bemerke ich mit Schrecken, wie sehr ich hasse, wie sehr ich alles mobilisiere an Verstehen, Wissen, Einsichten, Mitleid, um dieses Gefühl unterdrücken zu können. Wenn das überhaupt noch ein Gefühl ist. Es ist ja nichts dergleichen. Es ist eine Zerstörungswut ohne Sinn und Ziel und ohne Ventil. Ich sitze hier in einem Zimmer von Frau Auer, in dem liegt eine Platte von diesem Menschen, mit seinem Bild, mit dem Titel dieses Buchs, und ich wollte sie heut zertreten, natürlich tut man das nicht, man tut ja nie etwas, was man möchte. Man zündet sich höchstens eine Zigarette an, um sich zu beruhigen. Was macht man mit soviel Hass? Der muss aufgelaufen sein, wie unterirdische Rechnungen auflaufen, ich weiss nicht, wann das angefangen hat.

Abb. 1: Brief von Ingeborg Bachmann an Helmut Schulze, undatiert [Mitte der 1960er-Jahre], Bl. 1 von 4. Nachlass Ingeborg Bachmann, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 423/B412/1.

Physis oder der Psyche zuzuschlagen sind. So schreibt sie bereits 1960 an Frisch: »Something is wrong with me. Aber ich weiss nicht, wo der Defekt zu suchen ist, ob im Körper oder in der Seele.«⁷ Mitte der 1960er-Jahre, als Bachmann ihren undatierten, Fragment gebliebenen und wohl nicht abgeschickten Brief an den »Caro Dottore« (ihren Arzt und Psychotherapeuten Helmut Schulze) verfasst (Abb. 1),⁸ liegen Zusammenbrüche, medizinische Eingriffe, ärztliche und therapeutische Behandlungen bereits hinter ihr. Für ihr schwer zu fassendes Krankheitsbild findet die Genesende mit dem notwendigen Abstand, aus zeitlicher Distanz heraus und vermittelt der zugleich vertraulich an ein Gegenüber wie selbstreflexiv an sich selbst gerichteten Briefform unterschiedliche Begriffe, Vergleiche und Bezeichnungen: Es ist von einem einzigen »cauchemar«, einem Albtraum, die Rede, von »Unglück« und »Erleiden«, einer »saison dans l'enfer« – einer »Zeit in der Hölle« in Anlehnung an Arthur Rimbauds (1854–1891) Prosagedichte »Une Saison en Enfer«.⁹ An anderer Stelle spricht Bachmann von »Misere« und »Finsternis«, einem »dunklen Übel« (»male oscuro«), einem »wahn-sinnigen Leiden«, einem Zustand des Unbehagens, des »malessere«.¹⁰

Drastisch und literarisch variantenreich sind die Versuche Bachmanns, Worte für einen Krankheitszustand zu finden, der ihr die schriftstellerische Arbeit über längere Zeit hinweg verunmöglichte. Ein Wort schließt sie dabei zur Beschreibung aus: jenes der »Krise«. Viel zu schwach, zugleich zu profan und zeitgeistig mag dieser Begriff für Bachmann anmuten: »Ich habe keine »Krisen« und schon gar keine Schreibkrise, nie gehabt, eben nur die Problemchen, die wir alle haben vor der Schreibmaschine.«¹¹ Was »alle« betrifft, lässt sich aus diesen Zeilen lesen, das reicht an die existentiellen Nöte und individuellen Symptome des/der Einzelnen nicht heran. Was »alle« Schreibenden betrifft, das sind alltägliche »Problemchen« und Schreibblockaden – für Bachmann an dieser Stelle nicht der Rede wert angesichts schwerer wiegender Umstände. Es sind die Gesetze des Literaturbetriebs und der Buchproduktion, die Konventionen einer »schönen Literatur« und die damit verbundenen Anforderungen an den schriftstellerischen Beruf, die Bachmann als unerträglich zurückweist. Wo, wie andernorts in kapitalistischen Zusammenhängen, Konformitätsdruck und Marktkalkül herrschen, dort scheint es für die Genesende schwer und zugleich wenig erstrebenswert, einen Platz für sich zu finden. Sie könne »nicht da hinunter, wo die Geschäfte gemacht werden«,¹² notiert Bachmann, dem Wunsch Ausdruck verleihend, das eigene Werk gleichsam vor der Verwertbarkeit in Schutz zu nehmen. Dieser Wunsch – und die damit verbundene Kritik an der Entfremdung und Versachlichung unserer Lebensverhältnisse – gehen indes nicht mit der Mystifizierung

der eigenen Künstler:innenexistenz oder des literarischen Schreibens als genialisch-kryptischer Tätigkeit einher. In einem Interview aus dem Jahr 1964 stellt Bachmann diesbezüglich klar: »[...] ich schreibe, dazu brauche ich Papier, Feder, eine Schreibmaschine, einen ausgeschlafenen Kopf, und der Rest ist Arbeit.«¹³

ANMERKUNGEN

- 1 László F. Földényi: *Melancholie*. Aus dem Ungarischen übersetzt von Nora Tahy, durchgesehen von Gerd Bergfleth. München: Matthes & Seitz 1988, S. 216.
- 2 Ebd., S. 208.
- 3 Vgl. Ingeborg Bachmann: »Male oscuro«. Aufzeichnungen aus der Zeit der Krankheit. Traumnotate, Briefe, Brief- und Redeentwürfe. Hg. von Isolde Schiffermüller, Gabriella Pelloni. Berlin: Suhrkamp 2017.
- 4 Ingeborg Bachmann: *Die Glasglocke / Das Tremendum* (über Sylvia Plath). In: Dies.: *Kritische Schriften*. Hg. von Monika Albrecht, Dirk Götttsche. München, Zürich: Piper 2005, S. 450–452, hier S. 450.
- 5 Vgl. Kerstin Putz, Michael Hansel: »Wo kein Geheimnis war, wird nie etwas zu finden sein«. Vorwort. In: Ingeborg Bachmann. *Eine Hommage*. Hg. von Michael Hansel, Kerstin Putz. Wien: Zsolnay 2023 (= Profile 29), S. 9–11.
- 6 Aus dem Romanzyklus der »Todesarten« erschien zu Bachmanns Lebzeiten nur der Roman »Malina« (1971). Sowohl das »Buch Franza« als auch das »Buch Goldmann« blieben unvollendet (vgl. dazu den Kommentar in: Bachmann: »Male oscuro« [Anm. 3], S. 145–196).
- 7 Brief von Ingeborg Bachmann an Max Frisch, undatiert [18. November 1960]. In: Ingeborg Bachmann, Max Frisch: »Wir haben es nicht gut gemacht.« *Der Briefwechsel. Mit Briefen von Verwandten, Freunden und Bekannten*. Hg. von Hans Höller u. a. München, Berlin, Zürich: Piper, Berlin: Suhrkamp 2022, S. 183 f., hier S. 183.
- 8 Brief von Ingeborg Bachmann an Helmut Schulze, undatiert [Mitte der 1960er-Jahre], 4 Bl., Nachlass Ingeborg Bachmann, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 423/B412/1–4 (abgedruckt in: Bachmann: »Male oscuro« [Anm. 3], S. 62–67; in diesem Band finden sich fünf weitere Briefe Bachmanns an Helmut Schulze).
- 9 Ebd., Bl. 1 und 4 und vgl. Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3), S. 62 und 66. – Zu Rimbaud vgl. Arthur Rimbaud: *Une Saison en Enfer / Eine Zeit in der Hölle* [1873]. In: Ders.: *Sämtliche Dichtungen*. Französisch und Deutsch. Hg. und übertragen von Walther Küchler. Frankfurt am Main: Fischer 2010, S. 286–347.
- 10 Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3). Die Zitate finden sich in der genannten Reihenfolge auf den Seiten 80, 81, 91, 68 und 80.
- 11 Brief von Bachmann an Schulze (Anm. 8), Bl. 4 und vgl. Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3), S. 66.
- 12 Brief von Ingeborg Bachmann an Helmut Schulze, undatiert. In: Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3), S. 68–72, hier S. 72.
- 13 Ingeborg Bachmann im Interview mit Alois Rummel, 25. November 1964. In: Ingeborg Bachmann: *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*. Hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum. 4. Aufl. München, Zürich: Piper 1994, S. 47–50, hier S. 47 f.

»Endlich wieder einige Träume«

Hermann Hesses Berner Krisen und die Psychoanalyse

BENEDIKT TREMP

Im Jahr 1912 zieht Hermann Hesse (1877–1962) mit seiner Familie von Gaienhofen nach Ostermündigen am Stadtrand von Bern, wo er das Herrenhaus des im selben Jahr verstorbenen befreundeten Malers Albert Welti (1862–1912) bis 1919 bewohnt. Die Berner Zeit des Dichters ist eine kurze, aber für sein Leben wie Schaffen entscheidende.¹ Eine persönliche Krise jagt die nächste und diese Krisen werden zusätzlich vom großen äußeren Konflikt, dem Krieg, überschattet. Zunächst erkrankt 1914 der Sohn Martin Hesse (1911–1968) schwer an einem Nervenleiden. Dann »verdichten sich [...] die Anzeichen einer psychischen Erkrankung«² von Hesses Frau Maria Bernoulli (1868–1963), auch Mia genannt, und die Ehe beginnt zu bröckeln (1923 folgt die Scheidung). Sowohl die Krankheit des Kindes als auch die irreversible Entfremdung von der Gattin, die zum Auseinanderbrechen der Familie führen, nimmt der Roman »Roßhalde«, den Hesse in Bern abschließt, vorweg.

Ein weiterer Schicksalsschlag ist der Tod des Vaters im Frühjahr 1916. Darüber hinaus plagen Hesse berufliche Sorgen: Für dienstuntauglich erklärt, arbeitet er drei Jahre fast rund um die Uhr für die Kriegsgefangenenfürsorge, ist »gehetzt von früh bis spät«,³ findet nur noch wenig Zeit für seine literarische Arbeit und muss daher empfindliche finanzielle Einbußen hinnehmen. Sein erschöpfendes Engagement für die Fürsorge ändert auch nichts daran, dass Hesse sich als politischer Kommentator in seiner Heimat unbeliebt macht. Wegen kriegskritischer Texte wie »O Freunde, nicht diese Töne«, 1914 in der »Neuen Zürcher Zeitung« abgedruckt, wird er von der deutschen Presse als »Drückeberger« oder »vaterlandsloser Gesell« verunglimpft.⁴

Fast nur noch eine Randnotiz neben all diesen Schwierigkeiten sind die beträchtlichen Mängel des in die Jahre gekommenen Welti-Hauses, mit denen sich der überforderte Familienvater herumschlagen muss. In Briefen an zwei seiner Berner Vertrauten, den Forstwissenschaftler Walter Schädelin und die Mäzenin Helene Welti, klagt Hesse beispielsweise über Kälte und Feuchte⁵ sowie darüber, dass er und die Seinen »fast ohne Licht« leben müssten und ihre Magd mit Unterhaltsarbeiten »nicht nach« komme.⁶

Kurze Zeit nach dem Verlust des Vaters erleidet Hesse einen psychischen und körperlichen Zusammenbruch, der ihn dazu bringt, sich ärztliche Hilfe zu suchen. Von »unerträgliche[n] Kopfschmerzen, Schwindel und Angstzuständen«⁷ heimgesucht, begibt er sich in eine Luzerner Klinik zur Kur. Dort lernt er den Psychoanalytiker und C.-G.-Jung-Schüler Josef Bernhard Lang (1881–1945) kennen, der ihm die Psychotherapie als möglichen, aber damals durchaus noch ungewöhnlichen und unerprobten Weg aus der Lebenskrise näherbringt.⁸ Lang ist spezialisiert auf die Analyse von Träumen, und so veranlasst er Hesse, Erinnerungen an solche nicht nur »auszusprechen und aufzuschreiben«, sondern auch »malerisch und zeichnerisch auszudrücken«, um sie dann zu deuten.⁹

Aus den anfänglichen Sitzungen im Mai 1916, gut dokumentiert durch Hugo Ball in dessen Hesse-Biografie von 1927,¹⁰ entwickelt sich zwischen Patient und Arzt eine tiefe Freundschaft, die bis zu Langs Tod Bestand hat und sich in einer umfangreichen Korrespondenz niederschlägt.¹¹ In seinen Briefen an Lang beginnt Hesse schon bald damit, ausführliche Traumberichte zu Protokoll zu geben (Abb. 1). Gleichzeitig führt er ab Sommer 1917 rund ein Jahr lang ein Traumtagebuch, das in Teilen erhalten geblieben ist, und entdeckt seine Passion für die Aquarellmalerei, die sich nach seinem Umzug ins Tessin zu voller Blüte entfaltet¹² (Abb. 2).

Langs Traumtherapie hilft Hesse nicht nur, »sich selber und seine Probleme besser zu verstehen«,¹³ die vertiefte Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse befruchtet auch sein literarisches Schaffen und bereitet den Grund für den »Demian«-Roman, der, 1919 unter dem Pseudonym Emil Sinclair publiziert, zu *dem* »Sinn spendende[n] Werk« und dem »Mittel der Krisenbewältigung« schlechthin für eine ganze, durch den verlorenen Weltkrieg aus der Bahn geworfenen Generation wird.¹⁴ Das Jahrhundertwerk, dessen Anleihen aus Jungs Tiefenpsychologie (darunter der Prozess der »Individuation«) Hesse größtenteils Gesprächen mit Lang verdanken dürfte,¹⁵ entsteht im Herbst 1917, zum Ende der regelmäßigen Sitzungen in Luzern, und ist in dieser Zeit selbst auch Diskussionspunkt im Austausch der beiden. Nicht nur lässt der Dichter seinem geschätzten »Doktor« Manuskriptteile »des Sinclair« zukommen (Abb. 3),¹⁶ er hält ihn auch auf dem Laufenden, was die Verlagsuche anbelangt.

Nachdem Mia im Herbst 1918 einen schweren Nervenzusammenbruch erleidet und in eine psychiatrische Klinik eingewiesen werden muss, beschließt Hesse, mit der Berner Sesshaftigkeit und dem Familienleben zu brechen, »meine literarische Arbeit allem andern voranzustellen, nur noch in ihr zu leben« und nichts anderes mehr »ernst zu nehmen«.¹⁷ Seine Söhne bringt er bei Freunden oder in Heimen

Deutsche
Kriegsgefangenen-Vürforge
Abt. Büchlerzentrale
BERN
Thunstrasse 23
Tel. 4459

Bern, den 18. Nov. 17

Ausg. Nr.
Literarische Abteilung
Büro III
(In der Antwort anzugeben)

Lieber Herr Doktor!

Danke vielmals! Ich hoffe, die Sache am nächsten Montag komme zustande, und sehe Sie dann sehr gern am Montag Nachmittag. Sobald ich Bescheid weiß, teile ich es mit. Der Tonhellsaal ist scheinbar noch nicht mit Sicherheit frei. Sollten Sie den Abend in Z. bleiben können, so wären Sie natürlich zur Verlesung eingeladen, doch bitte ich, keinesfalls einen Zwang dazu zu fühlen.

Out, daß der Artikel von Sinolair erschienen ist, ich sah ihn selber noch nicht. Feinfühlige könnten natürlich das Pseudonym durchschauen, aber das hängt von Zufall ab, dem ich es auch überlassen will.

Endlich wieder einige Träume.

1) Vor einigen Tagen spielte ich im Traum Violine, auf eine excentrische, romantisch-singsunerhafte, musikalisch eigentlich nicht statthafte, aber wirksame Art. Zuhörer waren meine Mitseninaristen, wir waren etwa im Alter von damals, und ich hatte das Gefühl, mich bei ihnen durch mein Spiel halb zu rehabilitieren, halb noch mehr Mißtrauen zu wecken.

Heut Nacht drei lange Träume, von denen ich zwei noch einigermaßen weiß; der erste hatte mit Abreise, fehlendem Koffer, Schauen auf die Uhr etc zu tun.

2) Dann träumte ich von einer Art Maskenfest, in mehreren Räumen nebeneinander saß oder tanzte eine große lustige Gesellschaft, ganz wie auf Künstlerfesten, alles kostümiert, zum Teil grotesk, zum Teil sehr schön, die Leute schienen mir zum Teil sehr groß, fast riesig. Ich war dazwischen und nahm teil, mit dem alten zwispältigen Gefühl: halb war ich dabei und schwelgte mit, empfand auch einen Stolz mit so viel berühmten Künstlern befreundet zu sein. Halb gehörte ich doch nicht dazu. Es waren auch alle Künstler vom Simplitissimus dabei, und mein Freund Gehesh (Redakteur des Simpl) war fabelhaft lustig und auf Münchner Künstlerart genial-witzig. Da empfand ich, während er Witze machte und äußerst glänzend sprach, plötzlich das alles als völlig fremd und nicht zu mir gehörig. Als ich sinnlos weggegangen war und wiederkehrte, um nochmals in die Festsäle zu treten, hielt man mich außen auf, eine Kellnerin verwehrte mir den Eintritt, ich hätte mich irgendwie ausweisen sollen oder eine Eintrittskarte haben. Ich wurde sehr ungschuldig und heleidigt, sagte drinnen werden alle mich kennen, sobald man mich hineinlasse, etc Kellnerin aber ließ sich gar nicht von mir imponieren. Schließlich half mir die Wirtin. Best unklar.

3) Dann: ich arbeitete wieder in der Fühlinger Buchhandlung wie einst mit 19 Jahren. Doch war das Geschäft in Haus meiner Eltern in Celis. Ich hatte beschlossen, wieder einmal eine

Abb. 1: Ein mitreisendes Violinspiel, maskierte Künstler und die Arbeit in der Buchhandlung; Hermann Hesses Traumschilderungen im Brief an Josef Bernhard Lang vom 18. November 1917, Bl. 1. Hesse-Archiv, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-537-B-1-11.

14. Dez. 1917

Meine Träume sind immer noch, wie zu Zeit längerer Zeit, sehr reichlich aber meist nicht sehr eindrücklich, ich sehe in einer einzigen Nacht manchmal Dutzende, vielleicht Hunderte von Bildern, von denen ich die letzten jeweils kein Erwachen noch weiß, dann aber sehr bald vergesse.

Heut Nacht war zwischen vielen andern Bildern ein stärkeres:

Traum:

Mit mir und zwei andern (Malern) war in einem Raum der Maler Fritz Widmann, mein naher Freund, und wir malten alle, doch habe ich an die Bilder, die wir malten, keine Erinnerung, sie spielten keine Rolle. Es drehte sich alles um Widmann. Irgendwie entstand gegen ihn der Verwurf oder Verdacht, er habe einen Fehler gemacht, und zwar habe er mir "ein Kuhlein gestohlen". Das soll etwa bedeuten: er habe auf seinem Bild, das offenbar Kühe darstellte, ein Kuhlein, das eigentlich auf mein Bild gehöre. Ich selber war unbetheilt, fühlte mich nicht gesündigt und nahm alles nicht ernst. Kaum war nun dieser Verwurf gegen Widmann entstanden, so suchte er dadurch abzulenken und sich zu salbieren, daß er sich an den wandte, der neben ihm saß, und scheinbar Streit mit ihm anfieng, er perlierte und schimpfte, gestikulirte und griff Jenen heftig an, alles wie gespielt und Theater, und wir hörten ihm alle heillosig zuzusehen wie in der Wirklichkeit, wo Widmann sehr oft diese Rolle spielt und alle anbetert). Ich selber tat und sagte gar nichts, hörte und sah bloß zu. Da sprang Widmann auf und lief weg mit dem schmerzlichen, aber auch noch halb scherzhaft vorgebrachten Ruf "Ich habe Angst vor den Haase". Wir nahmen nichts ernst, was er tat, er schwang sich in ein Fenster, und plötzlich stürzte er sich hinaus. Sofort empfand ich tief, daß sein Hinstürzen einen tiefen Schmerz verbergen habe, daß er zwar nicht wegen mir und dem Kuhlein sich ins Leben nehme, sondern aus dem Gefühl einer eigenen, inneren Unzulänglichkeit. Wir waren alle entsetzt, ich sah tief erschrecken und sah, wie die andern zu den Fenstern liefen. Dabei war das seltsam, daß Widmann zu einem Fenster links rechts von mir hinausgesprungen war (in einem Eckzimmer), während ich ihn gleich darauf mir gegenüber, wie aus den Fenstern des Nachbarhauses, stürzen sah. Ich erwachte mit einem Schrei.

Einfälle: Widmann ist im Leben wie hier im Traum. Ein begabter Mensch und sehr lieber Kerl, seelengut, sehr nitatz, oft komische Figur. Wir alle lieben ihn sehr, doch kennt es oft vor, daß man ihn nicht ganz ernst nimmt, weil er gar so schwatzhaft ist. Etwas ungemein Heiteres und etwas Operettenhaftes umgibt ihn. Dabei ist er klug und kann denken, hat literarische Bildung.

Das gemeinsame Malen (ich glaube, die andern zwei waren Gempfer und Sturzenegger oder doch Anklänge an sie) erinnert mich teils an die paar Male, wo ich mit Gempfer und andern Malern zusammen skizzierte, teils an meinen starken Wunsch, das wieder und öfter zu tun.

[Okt. 1917]

Deutsche
Kriegsgefangenen-Sürsorge
Abt. Bücherzentrale

BERN
Thunstraße 23

Tel. 4459

Ausg. Nr.
Literarische Abteilung
Büro III
(In der Antwort anzugeben)

Bern, den

Lieber Doktor!

Ob die kalten Bahnfahrten daran schuld
sind, oder was sonst, seit vorgestern Abend leider
ich wieder einmal ununterbrochen an wütenden
Neuralgien von den Zähnen aus. Weis noch nicht,
• b ich am Montag wieder reissen kann.

Gestern sandte ich Ihnen das vorletzte Kapitel des
Sinclair, heut das letzte, unter Schmerzen gemacht.

Bitte um ein Wort per Karte, daß die Blätter angekom-
men sind, damit ich über das Manuscript ruhig sein kann.

Hören Sie nichts von mir, so komme ich Montag. Ginge das
nicht, so würde ich Bericht machen. Viel Grüße!

Herrliches Ihr

H Hesse
Sollte ich Montag nicht
kommen können, so wäre ich froh,
das Manuscript zurück zu
bekommen.

Abb. 3: Im Oktober 1917 vertraute Hermann Hesse seinem Therapeuten Teile des
»Demian«-Manuskripts an. Hesse-Archiv, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-537-B-1-a/1.

unter und zieht allein nach Montagnola, wo er bis an sein Lebensende in bewusster Zurückgezogenheit lebt. Und so holt die Weltentsagungs-Fiktion, die sich in der »Roßhalde« um das Schicksal des Malers Veraguth, Hesses Alter Ego, rankt, dessen Lebensrealität schließlich ein: »Was ihm [d. i. Veraguth, Anm. d. Verf.] blieb, das war seine Kunst, der er sich nie so sicher gefühlt hatte wie eben jetzt. [...] [U]nd diesem Stern ohne Abwege zu folgen, war nun sein Schicksal.«¹⁸

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Thomas Feitknecht: Hermann Hesse in Bern. Bern u. a.: Huber 1997, S. 7.
- 2 Ebd., S. 16.
- 3 Brief von Hermann Hesse an Felix Braun vom 16. Januar 1916. In: Ders.: Gesammelte Briefe. Bd. 1: 1895–1921. Hg. von Ursula Michels, Volker Michels. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990, S. 317.
- 4 Vgl. Thomas Feitknecht: Vorwort. In: Hermann Hesse: »Die dunkle und wilde Seite der Seele«. Briefwechsel mit seinem Psychoanalytiker Josef Bernhard Lang 1916–1945. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 7.
- 5 Vgl. Brief von Hermann Hesse an Walter Schädelin vom 30. Mai 1912, Hesse-Archiv, Sammlung Schädelin, Schweizerisches Literaturarchiv (im Folgenden SLA), Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-542-B-1-01.
- 6 Brief von Hermann Hesse an Helene Welti vom Oktober 1918, Hesse-Archiv, Sammlung Welti, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-60-56/2.
- 7 Feitknecht: Vorwort (Anm. 4), S. 8.
- 8 Vgl. die Deutungsansätze im Kommentar von Heribert Kuhn. In: Hermann Hesse: Demian. Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend. Mit einem Kommentar von Heribert Kuhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000 (= suhrkamp taschenbuch 206), S. 182.
- 9 Feitknecht: Vorwort (Anm. 4), S. 8.
- 10 Ball hatte Einsicht in Langs Praxisunterlagen, die später vernichtet wurden. Vgl. ebd.
- 11 Die Korrespondenz Hesses an den Psychiater Josef Bernhard Lang wurde nicht wie lange vermutet vernichtet, sondern gelangte in den Jahren 2000 und 2002 als Bestandteil der Nachlässe von Langs jüngerer Tochter Marli Bolliger-Lang sowie des Bildhauers Hans Jakob Meyer ins SLA.
- 12 Vgl. Traumtagebuch von Hermann Hesse, Hesse-Archiv, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-537-A-3-a.
- 13 Feitknecht: Vorwort (Anm. 4), S. 14.
- 14 Deutungsansätze im Kommentar von Heribert Kuhn (Anm. 8), S. 179.
- 15 Vgl. ebd., S. 184.
- 16 Brief von Hermann Hesse an Josef Bernhard Lang vom Oktober 1917, Hesse-Archiv, Nachlass Josef Bernhard Lang, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-537-B-1-a/1.
- 17 Hermann Hesse: Beim Einzug in ein neues Haus. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 10: Betrachtungen, Aus den Gedenkbüchern, Rundbriefe, Politische Betrachtungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970. S. 134–155, hier S. 151.
- 18 Hermann Hesse: Roßhalde. 21. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2021 (= suhrkamp taschenbuch 206), S. 169.

Im Heilstollen

Hermann Burgers Krisenschauplatz

MAGNUS WIELAND

Ende Juni 1978 las Hermann Burger (1942–1989), knapp 36-jährig, in Klagenfurt im Wettkampf um den Ingeborg-Bachmann-Preis, der damals zum zweiten Mal stattfand. Laut der Jurorin Hilde Spiel war es für den Bewerb jedoch bereits »ein erstes Krisenjahr«, weil der Jury später »weithin verübelt« wurde, dass sie der Schriftstellerin Hannelies Taschau keinen Preis zugesprochen hatte.¹ Für Hermann Burger, der ein Probekapitel aus dem im Entstehen begriffenen Roman »Die künstliche Mutter« vortrug, stand sein Auftritt im Zeichen einer ganz persönlichen Krise. Am selben Tag, als er die Einladung erhalten hatte, hatte er euphorisch in sein Arbeitsheft notiert: »KM [Künstliche Mutter; Anm. d. Verf.] tatsächlich der Stoff für einen kl[einen] Roman!!«² Die Lesung verlief allerdings enttäuschend. Burgers Text erhielt gerade mal eine Stimme, selbst den späteren Förderer Marcel Reich-Ranicki vermochte er nicht zu überzeugen. In der Jury saß zudem Adolf Muschg, Burgers Schriftstellerkollege und Habilitationsvater an der ETH Zürich, bei dem er sich kurz zuvor über das akademische »Kulis-senschieben«³ beklagt hatte, weil seine Aussicht auf eine Professur geplatzt war. Das Trauma dieses Karriereknicks verarbeitete Burger just im Eingangskapitel zur »Künstlichen Mutter«, dessen Vorfassung er pikanterweise beim Wettbewerb vorlas.

Der Roman handelt vom chronisch kranken Privatdozenten Wolfram Schöllkopf, der durch eine sparmaßnahmenbedingte Streichung seines Lehrauftrags in eine tiefe Krise gerät, die sich in »Unterleibsmigräne« und depressiven Zuständen artikuliert.⁴ Zum Auftakt befindet sich der Protagonist höchst aufgewühlt an der Balustrade oberhalb der universitären Ehrenhalle, nahe daran, sich in seiner Verzweiflung hinunterzustürzen. Er besinnt sich jedoch anders und begibt sich stattdessen für eine abenteuerliche Behandlung nach Göschenen. Im Bergmassiv des Gotthards wird eine uterale »Tunneltherapie der Künstlichen Mutter« (KM, S. 13) angeboten, um den »Omnipatient[en]« (KM, S. 88) von seinem Leiden zu heilen. Dieses ist auf einen dreifachen Mutterkomplex zurückzuführen: Nicht allein der »akademische[] Liebesentzug« (KM, S. 12) durch die Alma Mater ist verantwortlich, sondern auch die in der Kindheit erfahrene Gefühlskälte der

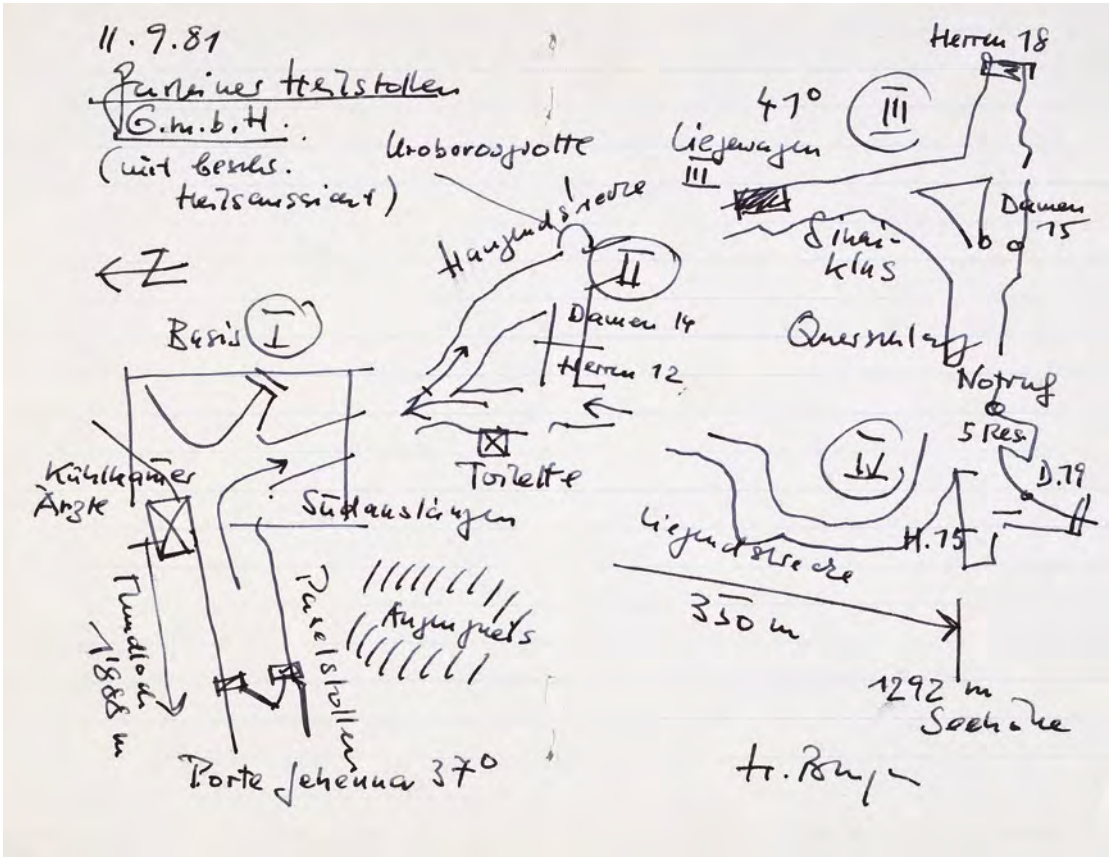
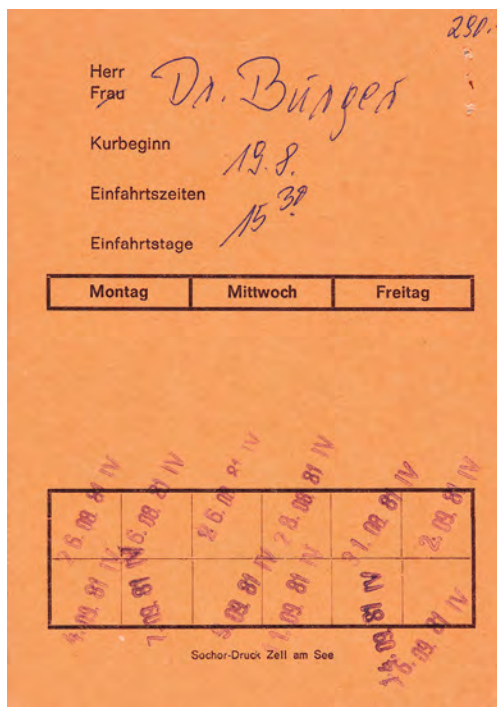


Abb. 1: Von Burger gezeichnete Lageskizze des Gasteiner Heilstollens, die auch für seine Reportage im »Tages Anzeiger Magazin« Verwendung fand. Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign.: A-I-f-I-c-3-a.

Abb. 2: Burgers persönliche Einfahrkarte für den Heilstollen. Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign.: A-I-f-I-c-3-d-I.



leiblichen Mutter sowie – als allegorische Überprojektion – die Landesmutter Helvetia. Eine besondere Pointe des Romans ist es deshalb, dass sich die Gott-hardtklinik zwar im »Herzen Helvetiens« (KM, S. 138) befindet, es sich jedoch um eine österreichische Enklave handelt.

Diesen Einfall verdankt Hermann Burger einem Zufall, der einmal mehr belegt, dass die Wirklichkeit oft *stranger than fiction* ist. So verrückt der Roman auch ausfällt, die geschilderte Leidensgeschichte teilt der Autor mit seinem Protagonisten. Seit seinem 30. Lebensjahr kämpft er nicht nur gegen schwere Depressionen, sondern auch gegen psychisch bedingte genitale Beschwerden an, weshalb er schon länger in Behandlung ist, als er in Klagenfurt liest. Nach der missglückten Lesung gesellt sich dort zur beruflichen und psychischen Krise auch eine kreative. Niedergeschlagen fährt Burger zurück in die Schweiz – und dabei unbemerkt an seiner Erfindung – einem Heilstollen – vorbei, wie er später in der »Neuen Rundschau« zu Protokoll gibt:

Damals, von Klagenfurt kommend, einen Jurorenbefund in der Tasche, der zumindest nicht einer »infausten Prognose« gleichkam, war ich achtlos an der Tunnelstation Bockstein und am Radhausberg vorbeigefahren, weil ich nicht ahnen konnte, dass gerade hier für meine Gesundheit und



Abb. 3: Hermann Burger als Stollenpatient im Liegewagen (Foto: © Horst Munzig). Das Foto zeigte Burger 1986 in der Ausstellung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt parallel zu einer Poetik-Vorlesung. Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign.: A-I-f-I-c-3-d-5.

mein episches Unternehmen, welche beide in der Folge kaum mehr zu trennen waren, der originale Schau-, Schreib- und Therapieplatz zu finden sein würde.⁵

Erst drei Jahre nach der Lesung um den Ingeborg-Bachmann-Preis macht ihn sein Psychiater auf die Heilstollen-Anlage in Bad Gastein bei Salzburg aufmerksam. Umgehend beschließt er, dorthin zu fahren, um seine Wirklichkeit gewordene Idee zu inspizieren (Abb. 1). »Diese Kur habe ich mir sozusagen anerfunden«, konstatiert Burger in seinem Notizbuch.⁶ Ende August 1981 checkt er als Patient Nr. 100.248 im Stollenkurhaus ein. Er verspricht sich von dem therapeutischen Aufenthalt nicht nur die Besserung seines gesundheitlichen Zustandes, sondern auch wesentliche Impulse für seinen Roman – und: eine gute Story dazu. Dafür reist der Autor nicht allein nach Gastein. Ihn begleitet der Fotograf Horst Munzig, der den Realschauplatz für eine Reportage dokumentiert, die bereits im September unter dem Titel »Einfahrt in den Zauberberg« im »Tages Anzeiger Magazin«, einer der auflagenstärksten Wochenzeitschriften der Schweiz, erscheint (Abb. 2).⁷ Burger berichtet darin, weit vor der Veröffentlichung seines

Romans, von seiner unterirdischen Stollenkur und lässt sich im Liegewagen ablichten, als sei er selbst der »Omnipatient« Schöllkopf (Abb. 3).

Wie so oft betreibt Burger, der Autor der »schleifenden Schnitte«,⁸ ein ausgefuchstes Vexierspiel zwischen Wirklichkeit und Fiktion. Da seine Erfindung durch die Existenz Bad Gasteins gewissermaßen zur Realität geworden ist, projiziert er nun umgekehrt die fingierte Geschichte der »Künstlichen Mutter« auf den faktischen Ort. Indem Burger selbst Schöllkopfs Therapie durchspielt und vorwegnimmt, nutzt er seinen Kuraufenthalt geschickt auch als Werbung für den angekündigten Roman.

Das Konzept schien aufzugehen: Der Kraftort verhilft Burger nicht nur (temporär) aus der Krise, sondern auch zum Erfolg. Der Roman wird nicht zuletzt von Marcel Reich-Ranicki in den höchsten Tönen gelobt. Und als Burger 1985 erneut beim Klagenfurter Wettbewerb antritt, wird seine Erzählung »Die Wasserfallfinsternis von Bad Gastein« nun auch mit dem Bachmann-Preis ausgezeichnet. Im Übrigen suchte der von künftigen Krisen nicht verschont gebliebene Autor den Heilstollen in nachfolgenden Jahren sporadisch immer wieder auf.

ANMERKUNGEN

- 1 »Die Lust am Erzählen«. 25 Jahre Ingeborg-Bachmann-Preis. Ein Rückblick der ORF ON Redaktion Kärnten in Zusammenarbeit mit 3sat und der Telekom Austria, online abrufbar unter http://archiv.bachmannpreis.orf.at/25_jahre/1978/start_1978.htm (Stand: 01.02.2024).
- 2 Tagebuch 1977/1978 von Hermann Burger, Eintrag vom 11. Mai 1978, Nachlass Hermann Burger, Schweizerisches Literaturarchiv (im Folgenden SLA), Sign.: SLA-Burger-A-6-a-7.
- 3 Hermann Burger an Adolf Muschg, Brief vom 31. August 1979, Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign: SLA-Burger-B-1-MUSG.
- 4 Hermann Burger: Die künstliche Mutter. Roman. Mit einem Nachwort von Dieter Bachmann. München: Nagel & Kimche 2014 (= Werke in acht Bänden. Hg. von Simon Zumsteg, Bd. 5), S. 20 (im Folgenden mit der Sigle KM nachgewiesen).
- 5 Hermann Burger: Roman-Kur im Gasteiner Tal. In: Neue Rundschau 93/2 (1982), S. 22–27; zit. nach Burger: Werke (Anm. 4), Bd. 7, S. 348–354, hier S. 348.
- 6 Tagebuch 1980/1981 von Hermann Burger, Eintrag vom 18. August 1981, Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign.: SLA-Burger-A-6-a-10.
- 7 Hermann Burger: Einfahrt in den Zauberberg. Als Patient Numero 100 248 im Gasteiner Heilstollen. In: Tages-Anzeiger Magazin Nr. 45 (1981), S. 16–25.
- 8 Im Gespräch mit Otto Marchi meinte Burger, dass die »Technik der schleifenden Schnitte, nämlich Unmögliches als real und Faktisches als irreal zu behandeln und die beiden Darstellungsweisen unmerklich ineinander übergehen zu lassen«, für ihn ein poetisches »Mittel« sei (zit. nach Otto Marchi: Schulhauswerkstatt, Todeswerkstatt. In: Schauplatz als Motiv. Materialien zu Hermann Burgers Roman »Schilten«. Hg. von Uli Däster. Zürich: Artemis 1977, S. 8–30, hier S. 16).

